

Christian Stache

## Auf dem Weg zum Marxismus-Intersektionalismus?

### Anmerkungen zu Ashley J. Bohrer's *Marxism and Intersectionality*

Wer sich mit dem Verhältnis von Marxismus und Intersektionalität auseinandersetzen will, kommt an dem gleichnamigen Buch von Ashley J. Bohrer, Assistentenprofessorin für Gender- und Friedensforschung der University of Notre Dame, nicht vorbei.<sup>1</sup> In elaborierter Form verhandelt sie die Kernargumente der Diskussion zwischen Marxismus und Intersektionalismus und liefert damit eine übersichtliche Bestandsaufnahme. Bemerkenswert ist vor allem, dass sie wesentliche marxistische Kritiken am Intersektionalismus – wenn auch nicht immer überzeugend – aufgegriffen und theoretisch in ihren Ansatz integriert hat. Bohrer spricht etwa nicht nur von Herrschaft, sondern auch von Ausbeutung – wobei sie allerdings nicht eindeutig bestimmt, was sie unter letzterer versteht und ob ökonomische Ausbeutungsverhältnisse zu den Relationen zählen, die mit Intersektionalität zu fassen sind. Die Engführung des auch von Vertretern des Intersektionalismus popularisierten Poststrukturalismus auf Diskurse und Repräsentation gibt es bei Bohrer nicht. Ihre recht scharfe Abgrenzung des Intersektionalismus von der Postmoderne ist allerdings aufgrund der inhaltlichen und (diskurs-)politischen Gemeinsamkeiten beider Strömungen wenig überzeugend. Im Unterschied zu anderen intersektionalistischen Ansätzen reduziert Bohrer Klassenherrschaft nicht auf „Klassismus“. Man kann diese Charakteristika – je nach Standpunkt – als Richtigstellungen oder Zugeständnisse des (radikalen) Linkliberalismus betrachten. Bohrer's modernisiertes Verständnis von Intersektionalität ist jedenfalls auch eine Optimierung libertärer Herrschaftskritik, die den Intersektionalismus als bessere Alternative zum Marxismus darstellen soll. Anders als es die Autorin zu Beginn ihres Buchs ankündigt, läuft ihre Darstellung nämlich keineswegs auf eine „Sowohl-Als-Auch-Perspektive“ (23) hinaus. Denn als Basis für „theoretische Koalitionsbildung“ (23) zwischen Intersektionalismus und Marxismus betrachtet sie vielmehr, wenn man im Bild bleiben will, Verhandlungen auf dem Boden und zu den Konditionen des ersteren.

### Postulate der Intersektionalität

Das Buch fängt mit einer Entstehungsgeschichte der Intersektionalitätstheorie und des politischen Intersektionalismus an, die mit Größen wie der Abolitionistin Sojourner Truth im 19. Jahrhundert beginnt und eine „gemeinsame Geschichte der intersektionalen und marxistischen Traditionen“ (31) zwischen den 1920er- und 1980er-Jahren einschließt. Befremdlich an dieser Darstellung ist, dass Bohrer da-

---

<sup>1</sup> Ashley J. Bohrer, *Marxism and Intersectionality*. Race, Gender, Class and Sexuality under Contemporary Capitalism, transcript Verlag, Bielefeld 2019, 280 S., 29,99 Euro.

rin die unbestreitbar konfliktreiche Historie des Engagements und kritischen Denkens von Schwarzen, Frauen und schwarzen Frauen in kommunistischen und sozialistischen Organisationen in eine Vorgeschichte des Intersektionalismus uminterpretiert. Naheliegender wäre es, darin eine Stärke des Marxismus im Kampf gegen Rassismus und Sexismus zu sehen. Wichtiger für Bohrer ist aber, Intersektionalität und Intersektionalismus von verwandten politisch-theoretischen Strömungen aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts abzugrenzen, etwa vom Ansatz der doppelten Diskriminierung („double jeopardy“) oder der sogenannten Standpunkttheorie. Sie gelten der Autorin als Vorläufer von Intersektionalität, „die eine Vielzahl von Positionen zusammenfasst, die Beziehungen zwischen den Formen der Unterdrückung und der Identität in der heutigen Welt“ (81) auf den Begriff zu bringen. Bohrer beruft sich insbesondere auf fünf Autorinnen, deren Arbeiten als zentrale Referenzpunkte angeführt werden: Kimberlé Crenshaw, Leslie McCall, Patricia Hill Collins, Ange-Marie Hancock sowie Vivian May. Aus Theoriegeschichte und Definitionen destilliert Bohrer „sechs Postulate intersektionalen Denkens“ (91), die das Instrument und den Maßstab ihrer Analyse bilden: 1. Unterdrückungsformen seien untrennbar voneinander und in ihrer Konstruktion miteinander verschränkt; 2. Herrschaftsformen könnten nicht hierarchisiert werden; 3. Unterdrückung müsse auf mehreren Ebenen gleichzeitig und die Ebenen müssten in Verbindung miteinander gedacht werden; 4. Identität sei als zentraler Bestandteil politischer Organisation und Theorie zu begreifen (was Bündnisse zwischen Gruppen als unabdingbare Voraussetzung einschlieÙe); 5. Intersektionalität sei eine theoretische Orientierung, die der Reflexion von Macht in sozialen Bewegungen entspringe, und 6. eine Darstellung und Kritik von Macht und Herrschaft. Diese sechs Wesensmerkmale treten bei Bohrer an die Stelle einer konkreten Theorie von Herrschaft. Sie gibt keine systematische Begründung, warum beispielsweise Geschlechterverhältnisse in Analogie zu ökonomischen Strukturen zu begreifen seien, wie diese durch wen genau erzeugt werden und wer von ihnen profitiert. Bedauerlicherweise benutzt sie auch zahlreiche Begriffe – Strukturen, Kategorien, Identitäten, Logiken, Hierarchien – mal synonym, mal alternativ, mal komplementär. Diese terminologische Vagheit trägt nicht gerade zur Klärung der Beziehung zwischen Marxismus und Intersektionalismus bei.

## **Marxistische Kritik – alles nur Missverständnisse?**

Im Kapitel „Marxistische Kritiken der Intersektionalität“ (101) widerlegt Bohrer manche Kritikpunkte, die Marxisten gegen Intersektionalität angeführt haben, durchaus überzeugend. Oft macht sie es sich aber zu einfach. Den Vorwurf etwa, intersektionalistische Theorie sei identitätspolitisch und liberal angelegt, umgeht Bohrer, indem sie darauf verweist, dass Identitätspolitik auf ausgehandelten Gruppeninteressen beruhe und die individuelle Erfahrung nur als „Ausgangspunkt für die Strukturanalyse“ (105) nutze. Mit anderen Worten: Bohrer bestätigt eigentlich die Kritik, die auf einen spezifischen Modus der Politisierung und Theoretisierung gesellschaftlicher Widersprüche abzielt, in dem – wie im klassischen Liberalismus – letztlich das Individuum und individuelles Handeln der Dreh- und Angelpunkt sind. Gesellschaftliche Strukturen im marxischen Sinne, als relativ verselbständigte und

vergegenständlichte Sozialbeziehungen (die etwas anderes sind als „Konstruktionen“, „Normen“, „Übereinkünfte“ oder „Institutionen“), eine Dialektik von Struktur und Handlung oder von Individuum und Gesellschaft können allein auf diese Weise aber nicht in den Blick genommen werden. Ein anderes gewolltes Missverständnis betrifft die Herleitung von Herrschaftsverhältnissen. Den Einwand marxistischer Feministinnen, Intersektionalitätstheorien könnten Herrschaft weder logisch noch historisch erklären, nimmt Bohrer zum Anlass, auf die historische Forschung im Feld der Intersektionalität zu verweisen. Ungeklärt bleibt dabei aber, woher, wann und wie das Interesse an der Herrschaft über Frauen entstanden ist und ob es – was denkbar wäre – innerhalb verschiedener sozioökonomischer Gesellschaftsformationen spezifische Ursachen für sie geben könnte. Vor diesem Hintergrund wundert es wenig, dass für Bohrer die meisten marxistischen Einwürfe ein „Ergebnis multipler Kommunikationsfehler“ (122) sind oder aus Fehlgriffen bei der Auswahl der repräsentativen Texte aus dem Korpus des Intersektionalismus hervorgegangen sind.

### **Pappkamerad orthodoxer Marxismus**

Das Kapitel zu den „am weitesten entwickelten Theorien über die Beziehung zwischen Unterdrückung und Kapitalismus“ (124) bietet erneut eine konzise Übersicht über die Theoriebildung der kulturevolutionären und radikaldemokratischen Linken nach 1968. Allerdings kontrastiert Bohrer die progressiven Errungenschaften dieser Neomarxismen – etwa die Retheoretisierung von Formen der Aneignung von Extraprofiten durch die besondere Ausbeutung von Peripherien, Sklaven und Frauen – mit einer „orthodoxen“ Geschichte“ des „Marxismus als einer grundlegenden klassenorientierten, ökonomistischen und teleologischen Theorie der entlohnten Fabrikarbeit“ (124). Bohrer ignoriert mit dieser Erzählung etwa Lenins Ausführungen zur nationalen Frage und zum Kolonialismus und Clara Zetkins proletarischen Feminismus als wesentliche Beiträge zum traditionellen Marxismus. Sie übergeht auch die Ausführungen zu „Rasse“ und Geschlecht in den theoretischen Organen und Programmatiken marxistischer Organisationen im Westen.

Vor allem aber ist Bohrers Interpretation des traditionellen Marxismus in sich fehlerhaft. Ein Beispiel dafür ist ihre Diskussion der marxischen Arbeits- und Wertbegriffe, die zeigen soll, dass neomarxistische Theorien der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern eine Weiterentwicklung des Marxismus seien. Der orthodoxe Marxismus behauptet Bohrer zufolge, Mehrwert komme dadurch zustande, dass lohnabhängigen Fabrikarbeitern der „echte Wert“ (125) ihrer Arbeit vorenthalten werde. Das ist jedoch falsch. Der Kapitalist bezahlt den Wert, allerdings nicht der Arbeit, sondern der Arbeitskraft. Marx will gerade demonstrieren, dass kapitalistische Ausbeutung auch bei formaler Gerechtigkeit des Marktes funktioniert, also nicht vorrangig (!) ein Ergebnis von Herrschaft ist. Wenn Bohrer unter Rückgriff auf neomarxistische Literatur darauf abhebt, dass im Kapitalismus auch außerhalb des kapitalistischen Produktionsprozesses gearbeitet werde und es eine geschlechtliche und ethnische Arbeitsteilung gleichermaßen gebe, die Konsequenzen für die Wertproduktion habe, dann geht das an Marx' Theorie und Arbeitsbegriff vorbei. Denn nicht „soziale Systeme der Bewertung“ (128) oder Ansichten darüber, „welche Arten von Arbeit als Arbeit angesehen und welche Aktivitäten

überhaupt als (ent)lohenswert betrachtet werden“ (131), sind dafür verantwortlich, welche Arbeit wertschaffend ist. Ausschlaggebend dafür sind die unabhängig von Willen oder Moral der Menschen praktisch hergestellten und reproduzierten historisch spezifischen sozioökonomischen Beziehungen in Produktion und Verteilung. Dieser Umstand macht die politische und wissenschaftliche Kritik von Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnissen außerhalb der kapitalistischen Produktion keinesfalls irrelevant. Es kommt aber darauf an, wie diese sozialen Relationen in ihrem Verhältnis zu den sozioökonomischen tatsächlich gestaltet sind und konzipiert werden. Die mittlerweile mehrheitlich in eine ‚ideologistische‘ (Gramsci) Überbetonung von Politik und Kultur gekippten Neomarxismen sind diesbezüglich mindestens ebenso zu kritisieren wie einige Varianten des orthodoxen Marxismus für ihre kanonisierten und schematisierten Verkürzungen.

### **„Gleichursprünglichkeit“ kontra Ökonomismus?**

Bohrer nennt vier zentrale intersektionalistische Kritiken am Marxismus. Sie befasst sich mit dem angeblichen „ökonomischen Reduktionismus“ (159), dem „Primat der Klasse“ (164), „Eurozentrismus, Androzentrismus und den Grenzen der Produktion“ (167) und der „Homogenisierung des Proletariats“ (171) im Marxismus, also auch in den von ihr gelobten Spielarten. Exemplarisch zum klassischen Vorwurf des „Ökonomismus“: Bohrer bezeichnet als „Ökonomismus“ alle Strategien, die „direkt oder implizit die Gleichheit der Unterdrückungsformen leugnen“ (160). Was sie darunter genau versteht und dass dies letztlich auf eine Aufgabe des historischen Materialismus hinausläuft, kann man an ihrer Interpretation von Engels’ Brief an Joseph Bloch vom 21. September 1890 (MEW 37, 462ff.) sehen. Darin erklärt Engels sein Verständnis des historischen Materialismus sowie von Basis und Überbau. Bohrer hebt zum einen hervor, dass Engels neben der Produktion auch die Reproduktion des Lebens als entscheidend für den Verlauf der Geschichte nennt, zum anderen, dass sie nicht die einzigen Faktoren in der Geschichte seien, da auch der Überbau eine Rolle spiele. Sie unterschlägt jedoch, dass Engels im Brief ein Primat sozioökonomischer Praxis formuliert, wenn er schreibt, dass „in letzter Instanz“ Produktion und Reproduktion bestimmend seien und durch „die Wechselwirkung“ aller Momente notwendig die „ökonomische Bewegung sich durchsetzt“ (MEW 37, 463). Ferner unterschlägt sie, dass die Elemente des Überbaus „die Form“ (ebd.) der Klassenkämpfe determinieren, aber eben nicht den Inhalt. Die von Bohrer übergangenen Passagen laufen allerdings darauf hinaus, dass sie entweder Engels und Marx als Ökonomen abstempeln oder anerkennen müsste, dass ihre Geschichtsauffassung weder ökonomistisch noch ein strukturloses Durcheinander ist. Letztere Option würde allerdings das zentrale intersektionalistische Postulat der Gleichrangigkeit aller Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse in Frage stellen.

Zugespitzt findet sich die Antinomie von Marxismus und Intersektionalismus schließlich auch in Bohrers Versuch, das Zusammenwirken von ökonomischer Ausbeutung und politisch-kulturellen Herrschaftsformen zu modellieren. Bohrer begreift Herrschaft nicht als Folge von Ausbeutung, Ausbeutung nicht als Form von Herrschaft, beide aber auch nicht als vollständig getrennt voneinander. Sie

behauptet vielmehr, es gebe eine „Gleichursprünglichkeit“ („equiprimordiality“) von Herrschaft und Ausbeutung. Demnach seien alle Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse als in gleicher Weise ko-konstitutiv für den Kapitalismus zu behandeln. Diese Herangehensweise, so Bohrer, diene dem Aufbau von (Gegen-)Macht, ohne die Kämpfe gegen unterschiedliche Formen von Herrschaft und Ausbeutung zu hierarchisieren. Durch diesen „nicht-kausalen Ansatz“ lasse sich zudem der „Kapitalismus als Struktur, in der Ausbeutung und Unterdrückung beide notwendig sind“ (200), auch besser verstehen. Worauf diese Form einer um das historisch-materialistische Primat von Eigentums-, Produktions- und Klassenverhältnissen verkürzten Dialektik hinausläuft, indiziert Bohrers Klassenbegriff. Die Arbeiterklasse werde analytisch und realhistorisch nicht nur durch das Kapitalverhältnis, sondern auch gleichermaßen durch diverse weitere Herrschaftsverhältnisse konstituiert. Eine solche Auffassung ist aus mehreren Gründen problematisch: Erstens nivelliert sie die Differenz zwischen dem übergreifenden sozio-ökonomischen Widerspruch und den darin wirkenden politisch-kulturellen Modi der Herrschaft sowie den Unterschied von Klassen- und demokratischem Anerkennungskampf. Zweitens werden im Rahmen dieser Auffassung die Strategien und möglichen Subjekte eines revolutionären Bruchs nicht anhand der kapitalistischen Organisation der gesellschaftlichen Arbeit und der Mehrwertproduktion sowie -verteilung bestimmt. Vielmehr sollen allein die subjektiven Erfahrungen, Wünsche und Bedürfnisse ausschließlich identitätspolitisch bestimmter Gruppen, zu denen für Bohrer auch Lohnarbeiter zählen, Form und Inhalt linker Politik und Organisation determinieren. Während diese Gruppen selbstverständlich allein schon als überausgebeutete Lohnabhängige und auch ihre Interessen als politisch marginalisierte Subalterne integrativer Bestandteil der Organisation des proletarischen Klassenkampfes sein müssen, läuft Bohrers Konzeption auf eine primär kulturell-politisch bestimmte Klassentheorie hinaus. Die negativ, durch das sozio-ökonomische Kapitalverhältnis bestimmte Einheit der Arbeiterklasse, die politisch und kulturell durch die Praxis des Klassenkampfes zu entwickeln wäre, ohne kulturelle Differenz einzuebnen, ist mit ihrer linksliberalen Theorie nicht zu erfassen, da sie Gesellschaft ausschließlich als in Gruppen und Individuen mit unterschiedlichen Identitäten fragmentierte begreift. Bohrers Begriff der „Gleichursprünglichkeit“ impliziert also einen politisch und kulturell bestimmten Subjektivismus.

## **Koalitionsgespräche? Nein, danke**

Bohrers „Einladung zu Koalitionsgesprächen“ zwischen Intersektionalismus und Marxismus ist, so ließe sich zusammenfassen, ein elaborierter Überblick über die Diskussionen zwischen beiden politisch-wissenschaftlichen Strömungen. Ihre Gewichtung zugunsten der ersteren spiegelt durchaus das reale Kräfteverhältnis zwischen ihnen in der westlichen Welt wider. Annehmen muss man das Angebot deshalb nicht. Das entbindet Marxisten aber nicht von der weiterhin bestehenden Aufgabe, das Verhältnis von ökonomischer Ausbeutung und politisch-kultureller Herrschaft zu untersuchen. Es geht dabei schließlich nicht um scholastische (Selbst-)Beschäftigung, sondern darum, den Kapitalismus in seiner gegenwärtigen Etappe zu begreifen und ihn auf Höhe seines Entwicklungsstandes bekämpfen zu können.